

Die Radiopredigten

Auf DRS 2 und DRS Musikwelle gehört, zur Ergänzung notiert. Es gilt das gesprochene Wort

Matthias Loretan, römisch-katholisch

2. Mai 2010

Keinen andern Vater

Johannes 13,31-35

„Ach, wenn ihr doch begreifen wolltet, dass das Christentum (...) eine Überforderung ist, ein ungerechter Angriff auf unsere Vernunft, auf unsere Menschenkenntnis, die wir in harter Erfahrung erworben haben. – Wie kann man Menschen lieben, wenn man sieht, wie sie sind: geizig, eng, hämisch, betrügerisch, lügenhaft, hartherzig, feige, voller Mordwünsche, gierig, schmutzig und dumm, ach so dumm! (...) Ja, wie kann man sie lieben, wenn man schon sich selbst nicht lieben kann, da man sich kennt in aller eigenen Niedertracht.“

Liebe Hörerin, lieber Hörer, Luise Rinser hat diese Zeilen vor gut 50 Jahren geschrieben. Sie können wie eine Publikumsbeschimpfung wirken. – Doch Luise Rinser will etwas Anderes: Die katholische Schriftstellerin und Mystikerin schreibt gegen die Überforderung an, die das Christentum bedeutet, wenn es Jesu Liebesgebot moralisch begreift. Denn Christen sind nicht bessere Menschen. Nein, aber vielleicht dies: Gerade weil Christen in ihrem Glauben nicht bessere Menschen sein müssen, könnte es ihnen leichter fallen, gute Menschen zu sein.

Doch hören wir nun das Evangelium zum heutigen Tag. Im 13. Kapitel berichtet Johannes, wie Jesus seinen Jüngern ein neues Gebot gab. Es war am Abend, als er ihnen die Füße gewaschen hatte: Jesus sagte:

„Jetzt ist der Menschensohn verherrlicht und Gott ist in ihm verherrlicht. Wenn Gott in ihm verherrlicht ist, wird auch Gott ihn in sich verherrlichen, und er wird ihn bald verherrlichen. Meine Kinder, ich bin nur noch kurze Zeit bei euch. Ein neues Gebot gebe ich

euch: Liebt einander! Wie ich euch geliebt habe, so sollt auch ihr einander lieben. Daran werden alle erkennen, dass ihr meine Jünger seid: wenn ihr einander liebt.“

Luise Rinser ist Recht zu geben: Jesu Liebesgebot wirkt anstrengend und überfordernd, wenn wir die neue Weisung als ein moralisches Gebot verstehen. Von dieser Fixierung möchte uns Jesus allerdings frei machen. Die Liebe ist nicht in erster Linie ein Vorsatz, nicht ein Willensakt. Nein, sie ist eine innere Haltung, in der wir uns gerade nicht selbst verdanken. In der Liebe antworten wir dankend auf das, was wir (immer schon) bekommen haben. Oder wie es Jesus sagt: Liebt einander, wie ich euch geliebt habe.

Die Liebe als innere Haltung ist ein Geschenk, eine Gnade. Sie führt in eine grosse innere Freiheit, die man anderen verdankt und die man sich selbst nicht schenken kann, die man nur als Geschenk, als Gnade in sich entdecken kann. Aber wie kommt man in diese Haltung? Wie kann man sich selber in Güte sehen und sein lassen, in der Gewissheit: es ist gut, wie es ist; es ist gut, dass ich bin, wie ich bin?

Diese Freiheit ist nur als eine persönliche Antwort auf das eigene Leben möglich. Sie ist die Bejahung des eigenen, persönlichen Lebensweges, das Geschenk, das eigene Schicksal in Güte zu sehen. Wenn wir so unser Leben persönlich nehmen und es in der Liebe Gottes buchstabieren lernen, werden wir christusförmig. Wir bekommen ein Gespür dafür, wie zerbrechlich die Liebe ist, die wir Menschen einander schenken können. Gerade die Einsicht in die Zerbrechlichkeit der Liebe ist es, die uns das eigene Leben als menschlich und erfüllt erfahren lässt, gerade dort, wo wir selber nicht perfekt sind, gerade dort, wo auch die nicht perfekt sind (sein müssen), von denen wir diese innere Freiheit geschenkt bekommen haben.

Als ich mit dieser Predigt schwanger ging, erinnerte ich mich immer wieder an meinen Vater. Er ist seit bald dreissig Jahren tot. Er nahm sich das Leben. Ich war damals etwa 30 Jahre alt. Gut drei Jahre vor seinem Suizid, ich studierte damals Theologie und Kommunikationswissenschaft in einer aufregenden Universitätsstadt, rief mich meine Mutter nach Hause. Sie wusste sich nicht mehr zu helfen: Mein Vater war aus einer Depression erwacht. In Attacken gegen die Behörden der Kleinstadt spürte er eine neue Lebenskraft. Es gab Leute, die ihm dabei auf die Schultern klopfen. Die Redaktion der Regionalzeitung weigerte sich schliesslich, seine Artikel zu publizieren. Als diese noch ungestümer wurden, lehnte die Redaktion seine Beiträge auch als Leserbriefe ab. Da liess mein Vater das Schaufenster unserer Pape-trie ausräumen, um sein Pamphlet so der Öffentlichkeit kundzutun. Meine Mutter kam dazu und verwehrte ihm diese Form der Publikation. Also lief

mein Vater davon. Meine Mutter fürchtete sich vor seinem Absturz in den Alkohol.

Als der Vater spät in der Nacht sturzbetrunken heimkam, war er erstaunt, mich als seinen ältesten Sohn an der Seite der Mutter zu treffen. Er befahl mir, im Keller eine Flasche Wein zu holen, damit wir sie gemeinsam trinken könnten. Ich wehrte ab, ging aber schliesslich doch. Ich glaubte so, Zeit gewinnen zu können. Mit der Flasche und einem flatternden Herz kam ich zurück. Als ich mich weigerte, die Flasche zu öffnen, nahm mein Vater die Flasche, hielt sie mit ausgestrecktem Arm vor mich hin und beschimpfte mich: Was das denn für ein Sohn sei, der seinem betrunkenen Vater noch eine Flasche Wein brächte. – Und er liess die Flasche fallen. Sie zerbarst auf dem Steinboden der Küche.

Dieser Zusammenstoss war der letzte offene Konflikt mit meinem Vater. Danach entschwand er in eine tiefe Depression. Meine Kräfte, zusammen mit denen der Mutter und der Geschwister, reichten nicht aus, um ihn ins Leben zurück zu holen. Und als er drei Jahre später wieder zu Kräften kam, nutzte er sie, um sich definitiv umzubringen. Inzwischen sind fast 30 Jahre vergangen. Ich bin bald 60jährig, so alt wie mein Vater damals, als er sich umbrachte. Der Sturz der Flasche brannte sich mir als Bild ins Gedächtnis. Das Bild stand anfänglich für das eigene Ungenügen, für das Fallen aus einer Beziehung, für die es keinen Ersatz gab. Es dauerte Jahre, bis neben dem Sturz der Flasche wieder andere Erinnerungen an den Vater auftauchten. Etwa diese: Wie der Vater das Auto an den Strassenrand fährt, zu seinem 12-jährigen Bub hinüber rutscht und ihn in den Arm nimmt. Er tröstet ihn, weil er weint. Und längst spielt der Grund, warum der Bub damals geweint hat, keine Rolle mehr. Denn schon oft bin ich inzwischen in diese schützende und heilende Geste zurück gekehrt. In ihr spürte ich die Berührung des Vaters und in seiner Geborgenheit konnte ich weinen und oft auch lachen. So kam ich in einen versöhnten Atem. Und zu was ich mich in ihm auch immer entschied, es war richtig.

Heute bin ich mir gewiss: Ich möchte keinen anderen Vater. Ich wäre nicht Ich. Ich bedaure einzig, dass ich ihm als erwachsene Person nie habe danken und zeigen können, was er mir bedeutet hat. Meine Tochter machte mich kürzlich darauf aufmerksam, dass ich die Handschrift meines Vaters schreibe, sie hat mir schon als Kind gefallen. Und später, als ich selbst Vater war, entdeckte ich, dass ich wahrscheinlich oft fühlte wie er. Schade, dass ich mit ihm meine Gefühle nicht mehr teilen konnte.

Aber es ist, was es ist – sagt die Liebe. Und so ist es gut. Auch, dass wir sie denen nicht zurück zahlen können, denen wir sie verdanken. Denn sonst würden wir uns noch einbilden, sie wäre unsere Leistung oder unser Verdienst. Und schon wären wir wieder in der Spur der Selbstüberforderung. Und dabei sind sie doch gratis: das Leben und die Liebe.

Wahrscheinlich ist es der tiefste Sinn der Religion, Menschen in jene Freiheit zu führen, in der sie den Sinn ihres Lebens nicht erwirken und ableisten müssen. Menschen in jene Freiheit zu führen, in der sie das eigene Leben niemandem schuldig sind und es doch als Geschenk annehmen können.

Jesus jedenfalls hat von Gott als seinem Vater gesprochen. In dieser liebenden Selbstannahme hat er uns einen (transitiven) Weg gezeigt, ein Hinübergehen, das in die Freiheit führen kann. Diesen Weg lebte Jesus in aller Konsequenz bis zum Tod am Kreuz. Deshalb liess ihn Gott im Tod auch nicht untergehen. Und seither ist ein Aufstehen im Leben schon vor dem Tod leichter möglich. Wenn wir uns und die Anderen in seiner Güte sehen, sollte die Angst vor dem Tod (vor dem Nichtgenügen) keine Macht mehr über uns haben.

„Liebt einander – wie ich euch geliebt habe“ – wäre dann keine Überforderung, sondern eine Ermutigung (ein Hinübergehen), das eigene Leben in Güte zu sehen und darauf aufmerksam und dankbar zu antworten. Denn wir haben nur ein Leben! Oder lassen Sie es mich mit Dostojewski fromm sagen: „Habe dein Schicksal lieb! Es ist der Weg Gottes mit deiner Seele.“

Luise Rinser, Die vollkommene Freude, Frankfurt 1962, 243f

*Matthias Loretan
Hauptstr. 96, 8280 Kreuzlingen
matthias.loretan@radiopredigt.ch*

Auf DRS 2 und auf DRS Musikkwelle um 9.30 Uhr (kath.) und um 9.45 Uhr (ref.)